

Beilage zu Nr. 28 des Enzthälers.

Neuenbürg, Dienstag den 18. Februar 1890.

Zu den Reichstagswahlen. Unsere Wahlparole.

Die Blätter der Opposition pflegen als einen günstigen Umstand, der ganz besonders geeignet sei, die Zuversicht ihrer Parteigenossen für den bevorstehenden Wahlkampf zu steigern, zu behaupten, daß den Kartellparteien diesmal eine wirksame Wahlparole fehle. Das ist insofern richtig, als heute im Gegensatz zu 1887, wo Deutschlands Sicherheit so schwer bedroht war, die Erhaltung des Friedens gesichert erscheint. Allein die Wahlparole fehlt uns darum nicht; sie ist dieselbe wie damals: für Kaiser und Reich. Heute wie damals gilt es, sagt die „W. Z.“, bei den Wahlen, zunächst dem Auslande zu zeigen, daß das deutsche Volk fest entschlossen ist, seine auf der inneren Einheit beruhende Machtstellung zu behaupten; denn nur so lange diese gesichert ist, fürchten uns unsere Feinde, die in ihren Wünschen und Bestrebungen heute dieselben sind, wie vor drei Jahren, und mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorgänge in unserm innerpolitischen Leben verfolgen, um, wenn ihnen der geeignete Zeitpunkt erscheint, das alte Spiel wieder aufzunehmen.

Aber nicht nur die Wahrheit unserer Machtstellung nach außen gilt die Wahlparole: für Kaiser und Reich; sie gilt erst recht für die Wahrung unserer Erwerbsverhältnisse im Innern. Zwanzig Jahre sind seit der Gründung des Reichs verfloßen — zwanzig Jahre einer gesegneten Entwicklung unserer politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, eines Aufschwungs auf allen Gebieten, wie ihn die Geschichte unseres Volkes seither nicht gekannt hat. Dürftig zu sorgen, daß diese Entwicklung nicht gestört werde, ist die Pflicht eines jeden Wählers; er kann sie nur erfüllen, wenn er sich klar darüber ist, daß die Voraussetzung dieser Entwicklung zu suchen ist in dem vertrauensvollen Zusammengehen der Volksvertretung mit den verbündeten Regierungen, in der kräftigen Unterstützung der Politik des Reichskanzlers, die sich auf die Verfassung als das Fundament des Reiches stützt. An dieser Verfassung, die dem Volke eine Summe von Rechten gewährt, wie sie nur wenige andere Staaten besitzen, ist niemals gerüttelt worden im Sinne einer Beschränkung dieser Rechte. Alles, was über „reaktionäre“ Bestrebungen gesagt worden ist und gesagt wird, beruht auf böswilliger Täuschung Leichtgläubiger. Keine einzige freiheitliche Einrichtung ist geschwunden oder auch nur angetastet worden. Den freiheitlichen Einrichtungen drohen nur Gefahren, wenn die im richtigen Maße sich haltende Auffassung der bürgerlichen Freiheit, aus der die Verfassung erwachsen ist, ein Opfer des Radikalismus werden sollte. Unsere Wahlparole: für Kaiser und Reich bedeutet also wie die Erhaltung unserer Heeresstärke zum Schutze des Vaterlandes nach außen, so die Er-

haltung der Verfassung als ein Bollwerk des innern Friedens im Kampfe gegen diejenigen Parteien, die die Fundamente unseres Verfassungslebens verschieben und umstürzen wollen: die einen, indem sie die katholische Kirche zur herrschenden Macht erheben, die andern, indem sie die Einrichtungen fordern, die das konstitutionelle monarchische Staatswesen in ein demokratisch-republikanisches verwandeln und aus der Kaiserkrone, die der Wölbungsschlüssel im Bau des Reiches ist, einen bloßen Zierat machen würden, die dritten endlich, indem sie dem Staat und der bestehenden Gesellschaftsordnung mit dem Untergange bedrohen.

Unsere Wahlparole: für Kaiser und Reich bedeutet ferner das Eintreten für die Erhaltung der bisherigen Politik der sozialen Reform, der Deutschland eine Reihe der großartigsten Gesetzgebungswerke zum Besten der Arbeiter verdankt, die täglich mehr in ihrer segensreichen Bedeutung auch von denen anerkannt werden, die sie seiner Zeit auf das lebhafteste bekämpft haben. Sie bedeutet die Erhaltung der rationalen Wirtschaftspolitik, der Deutschland den Aufschwung auf den Arbeitsgebieten dankt, und die Möglichkeit, daß die industriellen Völker der Erde in ihm einen bedeutenden und gefährlichen Konkurrenten sehen, einer Wirtschaftspolitik, die zu einer erheblichen Steigerung der Löhne geführt hat. Sie bedeutet auch die Erhaltung der bisherigen Kolonialpolitik, durch die Deutschland in die Lage gebracht ist, sich für die Zukunft die überseeischen Arbeitsfelder zu sichern, deren es im Interesse seines Außenhandels bedarf.

Wer in der Fortführung einer solchen, alle Kräfte im Staatsleben in harmonischem Gleichgewicht erhaltende Politik die Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung des Vaterlandes sieht, wird dahin streben müssen, daß aus den Wahlen eine gleichgesinnte Reichstagsmehrheit hervorgeht, die zu positiver Arbeit mit den Regierungen bereit ist, nicht eine Mehrheit Richter-Windhorst-Bebel, die nur in der Negation ihre Aufgabe sieht, und deren Anhänger auch jetzt mit allen Mitteln bestrebt sind, das gesunde Urteil der Wähler zu verwirren. Aber heute wie vor drei Jahren wird die Parole: für Kaiser und Reich ihre siegreiche Kraft bethätigen.

Die Gegner des Kartells

sind auf das eifrigste an der Arbeit, den Wählern zum deutschen Reichstage die Kartellmehrheit des jetzigen Parlaments als die verderblichste Gesellschaft anzuschwärzen, die jemals auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse einen Einfluß gehabt. Für Alles, was den Leuten aus dem einem oder dem anderem Grunde an den bestehenden Verhältnissen nicht gefällt, wird das Kartell verantwortlich gemacht, und alles, was die Begehrlichkeit nur wünschen kann, wird den Wählern in Aussicht gestellt, sofern sie einen Reichstag wählen,

in dem die Gegner des Kartells die Mehrheit bilden. Die Wortführer dieser Sturm-Kolonnen rechnen darauf, daß die große Menge diese Versicherungen als baare Münze hinnimmt und daher unter dem Rufe „Fort mit dem Kartell!“ zur Wahlurne geht. Und daß diese Rechnung wenigstens nicht ganz ohne den Wirt gemacht ist, ergibt sich daraus, daß die Leser der kartellfeindlichen Blätter augenscheinlich sich gar nicht einmal die Frage vorlegten, was der Parteimischmasch, der nach der Mehrheit im Reichstage strebt, in Wirklichkeit fertig bringen könnte. Es wird daher bei der Wahlagitation von Seiten der Kartellparteien mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen werden müssen, daß es kaum eine einzige politische Frage giebt, in der die Gegner der Kartellparteien einig sind oder sich zu einigen vermögen, und daß mithin ein Reichstag, in dem diese Parteien die Mehrheit bildeten, das kläglichste und ohnmächtigste Parlament darstellen würde. Daß diesen Parteien eine derartige Beleuchtung ihres Willens und Könnens sehr unbequem sein wird, geht aus der Aufnahme hervor, den ihre Blätter einem Artikel der „Post“ bereiteten, der zunächst die gemeinsamen Ziele der Parteien darlegt und dann fortfährt:

„Welch' klägliches Schauspiel auf der Gegenseite. Ein wüthes Geschrei, ein Predigen und Lärmen, ein Schimpfen und Loben, aber ruft man in diesen Heeren Sabbath: „Was wollt Ihr denn?“ so herrscht eine Totensille. In Sachen der Sozialpolitik wollen die Demokraten nach vorn, das Zentrum halb vorwärts, halb rückwärts, der Fortschritt nach hinten und die Sozialdemokratie feind von beiden, sondern ganz etwas neues; der Elshäuser will Industriezölle, das Zentrum Kornzölle, der Fortschritt will gar keine Zölle und die Sozialdemokratie weiß hier überhaupt nicht, was sie will; das Zentrum will das Kirchenregiment, der Sozialdemokrat das Staatsregiment, der Freisinn überhaupt kein Regiment und noch weniger Regimenter; der Pole will nach Polen, der Ultramontane in den seligen Bundesstaat, der Elsh-Lothringer will aus dem Reich, der „Königliche Hannoveraner“ will in das Reich, der Däne will zum Dänen, der Freisinn will den Parlamentarismus, der Demokrat will die einfache Republik und die Sozialdemokratie die Republik mit allen Ghilanen. Aber halt! Unter einem Zeichen schließen sich doch die verschiedenen Elemente zusammen. „Wir wollen die Freiheit“, hören wir sie rufen. Schön, wenn man sich nur erst über den Begriff dieser Freiheit verständigen könnte. „Die Freiheit“, sagt der Ultramontanismus, „besteht darin, daß die Kirche thun kann, was sie will, aber keineswegs ein Individualismus“. „Keineswegs“, antwortet der Freisinn, „die wahre Freiheit besteht nur in der völligen Durchführung des Individualismus frei vom Staate.“ „Gott behüte“, rufen die Sozialdemokraten, „die wirkliche Freiheit fängt erst dann an, wenn der Staat Alles geschluckt und einen jeden zum Beamten gemacht hat“, und so können wir, wenn wir diesen einhelligen Ruf nach „Freiheit“ hören, uns der bangen Furcht nicht erwehren, es möchte auf dem Marsche zur Freiheit den feindlichen Brüdern ergehen, wie den beiden Löwen, die miteinander in den Wald spazieren gingen und von denen der Geschichtsschreiber später nur noch die Schwänze fand.“

Gegen die Porträtähnlichkeit dieser Schilderung wagen selbst die „freisinnigen“ Blätter nichts einzuwenden, sie helfen sich daher damit, den Vorschlag, den die „Post“ an diese Schilderung knüpft, zu verhöhnen.



Miszellen.

Ein Schwanengesang

von L. Rode.
(Fortsetzung.)

Indessen verging die Zeit; der Schnee schmolz, und mit dem Schnee schmolz auch die Eiskruste, die um die Herzen der Kinder lagerte. Ich merkte, daß sie, erst so stumpf und teilnahmslos wie möglich, allmählich aufwachten; die Aufmerksamkeit wuchs, Fortschritte wurden sichtbar, ja hin und wieder empfing ich sogar Beweise persönlicher Zuneigung, die meinem Herzen sehr wohlthaten.

Und wie nun erst der Frühling über die Berge kam, da konnte ich meinen Einzug in das Schulhaus halten. Die Gemeinde, obgleich arm, hatte das Gebäude, an welchem freilich nicht viel zu verbessern war, wenigstens etwas würdiger hergerichtet; aus der Stadt traf ein Wagen, mit Möbeln und meinem Klavier beladen, ein; genug, ich fing nunmehr an, mich als wohlbestallter Schulmeister von Sorgenleben zu fühlen, der ich inzwischen durch ausdrückliche Berufung seitens der Behörde auch wirklich geworden war.

„Und jetzt fehlt nur noch Eins“, sagte der Ortsrichter, nachdem er meine Einrichtung besichtigt hatte.

„Das wäre?“

„Eine Frau!“ war die Antwort.

„Ei was!“ meinte der Vater, der gerade auf Besuch bei mir war, — „redet dem jungen Herrn nichts vor von Heiraten, Mann! — Was weiß der davon? — Hat noch lange Zeit!“

„Jung gefreit, hat noch keinen gereut!“ entgegnete der Richter noch unter der Hausrühr.

Und ich? — ich hatte mich seitwärts gewandt, um eine plötzliche Verlegenheit zu verbergen. Das aber hatte seinen guten Grund.

Schon während des Winters, als die Wege einigermaßen passierbar waren, hatte ich jenes Forsthaus aufgesucht, das mir bereits bei meinem ersten Kommen aufgefallen war. Der Förster war mir von allen Seiten, außer von Grollmann, als ein höchst achtbarer, braver, nicht ungebildeter Mann geschildert worden, dessen Umgang mir gewiß angenehm sein würde; auch habe derselbe, hieß es, den Wunsch ausgesprochen, seine jüngsten Kinder, zwei Knaben von sechs und acht Jahren, privatim bei mir unterrichten zu lassen, falls ich dazu bereit sei. So machte ich mich denn an einem klaren Wintertage auf den Weg.

Ich fand mehr, als ich erwartet hatte. Mit der größten Treuherzigkeit kam Förster Ewald mir entgegen, wünschte mir viel Glück zu meinem sauren Amte, und freute sich nicht wenig, als ich mich bereit erklärte, täglich auf eine Stunde herüberzukommen und seine Knaben in die Lehre zu nehmen. Er erzählte mir, wie durch den vor zwei Jahren erfolgten Tod seiner Frau sein Leben ein ziemlich einfaches geworden sei, wie jetzt seine Tochter, obgleich erst siebzehn Jahre alt, dem Hause vorstehe und ihm eine wahre Stütze, den

jüngeren Brüdern eine fürsorgliche Mutter sei.

Während er noch redete, öffnete sich leise die Thür, und die, von der geredet, trat ins Zimmer.

„Mein Köschchen“, rief der Vater ihr zu, „kommst du endlich? — Sieh, das ist Herr Wilhelm Friedheim, der neue Lehrer in Sorgenleben und unser zukünftiger Hausgenosse, der dem Georg und dem Bruno den Tempel der Weisheit aufschließen und nebenher auch vielleicht so freundlich sein wird, dir beim Musizieren behilflich zu sein.“

Ueberrascht von dem lieblichen Anblick, der sich mir darbot, war ich keines Wortes mächtig und habe wohl nie in meinem Leben eine so ungeschickte Verbeugung gemacht, wie in jenem Augenblick. In der That, ein so frisches, reizendes Mädchenbild hatte ich noch nicht gesehen. Hoch und schlank, wie eine Tanne, stand sie da, die roten Wangen strahlten von Gesundheit, reiche goldblonde Haare umgaben in dicken Flechten die glänzende Stirn, und zwei dunkelblaue Augen sahen mich so ernst und so forschend an, als wollten sie die Gedanken ablesen, die auf dem innersten Grunde meiner Seele schlummerten. Die ganze kräftige, so edel gebaute Gestalt war in ein einfaches Wollenkleid gehüllt. Ohne Ziererei trat sie auf mich zu, reichte mir die Hand und sprach: „Willkommen!“ — Dann trug sie einen Imbiß auf, holte sich eine Handarbeit, setzte sich an die Seite ihres Vaters und nahm in schlichter, bescheidener Weise an unserm Gespräche teil.

Von nun an kam ich täglich ins Forsthaus; selbst das ärgste Unwetter war nicht imstande, mich zurückzuhalten. Aus Fräulein Thusneldens Kaserümpfen und Spötteleien machte ich mir erst recht nichts. Die beiden aufgeweckten Jungen lernten rasch, so daß es eine Freude war, ihre Fortschritte zu beobachten, und der Vater nicht wußte, was er mehr bewundern sollte, den Eifer des Lehrers oder die Gelehrigkeit der Schüler.

Die schönsten Stunden waren mir die, in denen ich mit Köschchen musizieren durfte, was gewöhnlich zweimal in der Woche geschah. Ich entdeckte in ihr eine ebenso gewandte wie begabte Klavierpielerin, mit welcher ich die herrlichen Werke unserer Meister durchgehen konnte. Ihre Mutter, eines Kapellmeisters Tochter, hatte schon früh Lust und Liebe zur edlen Musik in ihr geweckt.

Am allerliebsten war mir's, wenn ich Köschchen bewegen konnte zu singen. Mit ihrer vollen und doch weichen Altstimme sang sie mir ins Herz hinein, und über dem Zuhören vergaß ich oft das Begleiten.

Ja, was soll ich's länger verhehlen? — Das holde Waldröslein hatte es mir angethan, und noch ehe der Frühling ins Land kam, war in meinem Herzen ein weit schönerer Frühling erwacht; ich liebte — zum erstenmale — und fühlte, daß es auch zum letztenmale sein würde.

Ob ich Gegenliebe fand? — Ich konnte anfangs nicht klar werden darüber. Köschchen kam mir stets mit gleicher Freundlichkeit entgegen. Beim Kommen wie beim Gehen durfte ich ihre Hand drücken; nur wenn ich letztere vielleicht zu lange für

einen einfachen Gruß in der meinigen behielt und ihr dabei wie fragend in die blauen Augen schaute, flog eine flüchtige Pupurröthe über ihre Wangen. War das Unwille über meine Dreistigkeit? War es eine Ahnung dessen, was in mir vorging?

Einmal, — ich kam wohl früher als ich erwartet worden war, — fand ich sie in Thränen, die sie rasch zu trocknen sich bemühte.

„Fräulein Köschchen, was ist Ihnen?“ fragte ich. „Hat sie jemand gekränkt? Haben Sie Kummer?“

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Habe ich Ihnen wehe gethan?“

„Herr Friedheim“, flüsterte sie, „wie können Sie glauben —“

„Darf ich nicht wissen, was Ihnen fehlt?“ fragte ich weiter.

„Es ist nichts“, erwiderte sie ruhiger. — „Einfältige Mädchengedanken, — die Erinnerung an die Mutter, — das Gefühl, allein zu sein, — dem Vater die teure Verstorbene doch nicht ersetzen zu können —“

Sie redete nicht aus, sie verließ das Zimmer.

Ein anderes mal saß ich nach der Unterrichtsstunde mit den Kindern plaudernd in der Wohnstube. Der Förster war im Walde. Köschchen, die, wenn es ihre häuslichen Arbeiten gestatteten, gern dem Unterrichte beivohnte, saß am Fenster und nähte.

„Herr Friedheim“, fragte plötzlich Georg, „ist es wahr, daß Sie nun bald in das garstige Schulhaus einziehen?“

„Wie kannst Du vom garstigen Schulhaus reden? Es wird ja so schön gemacht wie möglich“, erwiderte ich.

„Aber fürchten Sie sich denn nicht, so allein in dem großen Hause zu sein?“ fragte der kleine Bruno.

„Fürchten? — Und das fragt ein Förstersohn, der gar nicht wissen darf, was Furcht ist?“

Bruno schwieg.

„Ich möchte aber doch nicht immer allein sein“, meinte er nach einer Weile.

„Wenn ich Herr Friedheim wäre“, jagte Georg mit besonders pöflicher Miene, — „ich wüßte wohl, was ich thäte!“

„Was denn, mein kluger Mann?“

„Ei, ich nähme mir eine Frau!“

„Aber denkst du denn, die Frauen wachsen im Walde, wie die Tannen? — Woher soll ich denn eine nehmen?“ — fragte ich lachend.

„Gerade wachsen sie im Walde“, entgegnete er wie schmollend. „Köschchen ist auch im Walde aufgewachsen. Warum nehmen Sie Köschchen nicht zur Frau?“

Ich glaube, ich wurde bei dieser Wendung des Gesprächs bleich vor Schrecken; mein Herz schlug hörbar; kaum wagte ich nach Köschchens Platz hinzublicken. Und als ich es doch that, konnte ich nur wahrnehmen, wie sie mit beiden Händen das glühend rote Gesicht bedeckte und — hinauslief.

An dem ganzen Tag sah ich sie nicht wieder.

(Fortsetzung folgt.)